Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur

Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte

Band: 18 (1938-1939)

Heft: 2

Artikel: Hugo Marti als Dichter

Autor: Günther, Carl

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-158522

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 28.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

hugo Marti als Dichter."

Von Carl Gunther.

Hugo Martis Wirksamkeit in seinem Beruf und durch seine Tätigkeit im öffentlichen Leben hat weit gereicht. Er diente dem Tag, er diente den Menschen. Aber hätte man ihn selber gefragt, wo er sein Bestes gegeben, er hätte es wohl nicht gesagt, aber erkennen lassen, daß er die entscheidende Leistung seines Erdentags in seinem dichterischen Werke sah.

Als er mit neunzehn Jahren die ersten Sätze formte, die in eines seiner dichterischen Werke übergehen sollten, waren Ziel und Vorbild hoch gesteckt. Er, der im "Gut" in Liestal vier Jahre empfindsamsten jugendslichen Lebens verbracht hatte, stand ganz unter dem Eindruck der Erscheisnung und der Werke Spittelers. Es wäre ein Unding zu sagen, ohne Spitteler wäre er nicht Dichter geworden, aber wahr ist, daß dieses Vorbild in seiner Wirtung auf Hugo Martis Anfänge nicht überschätzt werden kann, — vielleicht besonders im Hinblick auf die Schwierigkeiten, die es dem junsgen, suchenden Menschen schuf, der darauf brannte, sich als eigener zu beswähren, und der darum den Weg an Spitteler vorbei finden mußte.

In "Balder" freilich, mit neunzehn Jahren begonnen, mit sechsundswanzig abgeschlossen, ist das Vorbild Spittelers noch mühelos erkennbar. Die Dichtung knüpfte an die nordische Sagenwelt so frei und sorglos an wie der "Olympische Frühling" an die griechische, und bewußte formale Übereinstimmung zeigt die Gebundenheit des jungen Dichters an "Prosmetheus und Epimetheus". Daneben aber der lyrische Einschlag und — schon so jung — eine gewisse Resignation und der Wille, sich zu unterziehen, was alles nicht von Spitteler herkam.

Das große Epos steht am Anfang von Hugo Martis dichterischem Schaffen, und "Balder" steht in seiner Art in der Reihe der Werke Hugo Wartis allein. Hier war schon — wir erkennen es heute beim Rückblick — bei aller distanzierenden Haltung der Dichtung die Richtung angedeutet, die das Leben des Dichters selber nehmen sollte. Immer unmittelbarer von diesem Leben dichterisch Kunde zu geben, war ihm in der Folge aufserlegt, sodaß es nicht mehr zu Werken jener distanzierenden epischen Halztung kommen konnte.

Nur noch einmal hat Hugo Marti nach "Balber" ein Werk geschaffen, das in dieser Haltung dem Epos verwandt, aber in einen kleineren Rahmen gesaßt und mehr ins Johllische gewendet ist. Die Anfänge reichen in sein einundzwanzigstes Jahr zurück, der Abschluß gehört seinem sechsundzwanzigsten Jahre an, und in der Tendenz zur distanzierenden Darstellung mag man darin noch einen scheuen Blick zu Spitteler erkennen. Aber in allem übrigen ist das Werklein — die Legendensammlung "Das Kirchlein zu den

¹⁾ Rach einer Unsprache an der von der Freistudentenschaft Bern am 12. Nosvember 1937 im Berner Großratssaal veranstalteten Gedächtnisseier.

sieben Bundern" — dem Einfluß Spittelers schon weit entrückt. Und auch Gottfried Keller, an den man, weil es sich um Legenden handelt, denken könnte, spielt kaum eine Rolle: das Werklein hat vollkommen in sich gesichlossenes persönliches Gepräge und ist zudem ein Burf von der ganzen Wirkungskraft des Einmaligen, sowohl im Schaffen Hugo Martis als in unserer Literatur überhaupt. Es hat die unvergleichliche Mischung des kecken Zugriffs mit zarter Besinnlichkeit und Anmut und eine sprachliche Ausgewogenheit und Kultur, die bis zur letzten Keife gebracht ist.

Das dichterische Schaffen Hugo Martis war von einer wahren Instrunst getragen, ein Werk die letzte Reise ersahren zu lassen. Dazu empfand er die gebietende Forderung, in seiner Dichtung über sein Erleben sowohl wie über sein Leben im Gesamten Rechenschaft abzulegen, es Kapitel für Kapitel abzuschließen und zu runden. Jetzt, bei der Rückschau, wird uns offenbar, wie alle seine Dichtungen Zeugnisse erlebten Lebens sind, unmitztelbare Bekenntnisdichtungen, die mit Aufrassung der innersten Kräfte die Atmosphäre eines Lebensabschnittes auffangen und die — natürlich nicht in den Einzelheiten, aber in der Zeichnung der großen Linie oder der bewegenden Momente des seelischen Lebens — durchaus autobiograpisch gewendet sind.

Er war sich bessen, so angestrengt er seinen Erdengang bedachte, so überlegt er im Technischen der Darstellung arbeitete, nicht völlig bewußt. Er empfand seine Werke als mehr oder weniger zusammenhangslose Leisstungen. Der Impuls zu einem jeden kam ihm aus dem Unbewußten — nur die Gestaltung rief die so unermüdlich gehandhabte überlegung zu Hilfe. In so ausgesprochenem Maße war sein Bewußtsein gegenüber jenen Impulsen der empfangende Teil, daß er in eine nicht zu verhehlende Betroffensheit versiel, wenn ihm andere über Zusammenhänge in seinem dichterischen Schaffen Bescheid sagten, die für sie leicht erkennbar, ihm aber verschlossen geblieben waren.

Mit jener Leidenschaft, eine Dichtung ausreisen zu lassen und ihrer Gestaltung alles zu geben, was ihr zu geben war, hangen zwei bemerstenswerte Tatsachen zusammen. Erstens die Eigentümlichkeit, daß Hugo Martis Dichtungen alle von bescheidenem Umfang sind. In der langen Beit ihrer Entstehung und durch die fortwährende gestaltende Arbeit siel alles überslüssige und Nebensächliche hinweg, und nur das Wesentliche blieb: sie sind über die Maßen konzentriert, was gewiß einen Hauptgrund ausmacht, daß sie keine größere Verbreitung gefunden haben. Psinchologisch: weil die Leser die Lektüre sür zu anstrengend hielten; buchhändlerisch: weil eine ausgedehnte Propaganda sür ein schmales Buch sich nicht lohnte.

Zweitens aber hängt mit dem langen Reiseprozeß die Tatsache zusammen, daß Hugo Martis Werke keinen einzigen Versager ausweisen. Man kann gewiß dem einen Buch einen Vorzug vor dem andern einräumen, aber man kann nicht sagen, daß eines von ihnen besser nicht veröffentlicht worden wäre. Denn jenen Reiseprozeß überwachte ein geschulter und in der Selbstfritit erfahrener Verstand, der sich vor allem darin bewährte, daß er wußte, worauf es ankam.

Man hat die Vermutung ausgesprochen, daß die Gestalt des "Dichters" von ehedem im Aussterben begriffen sein möchte. An seine Stelle trete der "Schriftsteller", der, psychologisch und soziologisch orientiert und auf umfangreichen Studien sußend, die Probleme in aller Breite gestaltend auf=rolle, die der jeweiligen Menschheit ganz besonders auflägen. Von dieser Aufsassung aus gesehen ist Hugo Marti ein Dichter alten Schlages. Die Gegenstände seiner Dichtungen sind keine Zeitprobleme. Er besast sich mit den ewigen Fragen der Lebensgestaltung des Einzelnen, mit dem ewigen Widerspiel zwischen Ich und Welt, mit der tiesen Verbundenheit der Seele mit dem Schicksal. Er gestaltet sein eigenes Erleben, das zum Zeugnis für das allgemeine Leben wird. Denn in jedem Menschen ist, nach Lichtenberg, etwas von allen Menschen.

Die drei erzählerischen Frühwerte spielen in jenen fernen Käumen, die für seine Entwicklung maßgebend geworden sind: Das Ostpreußenbuch, "Das Haus am Haff", wurzelt noch in der Unsicherheit — nur das tiese Gefühl ist da, daß die Durchbrechung der vom Leben gesetzen Schranken gegen das Leben selber verstoße und Sühne fordere, und der Held geht ruhmlos unter. Das Rumänienbuch, "Rumänische Mädchen", zeigt in der zweiten, der maßgebenden der beiden Novellen, neuerdings die Gefahr auf, die in der überschreitung der Grenzen und in der unbeherrschten Hingabe an die Leidenschaft liegt: sie zerstört Leben — nicht das Leben des schulbigen Helden, aber um so schlimmer für ihn. Das Norwegenbuch, "Ein Jahresring", verslicht den Helden in eine verwirrende Fülle von Bindunz gen rasch austeimender Leidenschaft und läßt ihn endlich dem guten Sinne die Führung übergeben, da der Tüchtige zulett zu diesem guten Sinne heimsindet.

Es sind Bücher, die das Schicksal zur Frage stellen. Und sie antworsten, daß der Mensch selber sein Schicksal gestalte. Die Menschen sind in scharsen Rissen gegeben, das Schicksal wird mehr aus der Tönung deutlich. Als drittes beherrschendes Objekt der Darstellung und zugleich als Bindesmittel zwischen den beiden andern aber erscheint die Landschaft. Hugo Marti ersaßt sie in ihren großen Faktoren, ohne Liebe zum Kleinen: in Berg und Tal, Wald und Feld, Fluß und Ebene und besonders im immer mit neuer Andacht wieder geschilderten Wechselspiel der Atmosphäre. Und er schreibt diese Bücher in einer Sprache, von der man zu wenig sagt, wenn man sie "satt" rühmt. Sie ist geprägt — ohne Manieriertheit trägt sie den Stempel einer männlichen Herbe und verbindet sie mit einem Reichtum an Ausdruckssmöglichkeiten, der allen Zwischentönen einer Stimmung gerecht zu werden vermag. Hat er nicht von der besten Prosa im deutschen Sprachbereich gesschrieben? Sie hat es mit aller besten Prosa gemein, daß sie erst bei ihrer Lautwerdung die höchste Würde entsaltet.

Die drei Bücher weisen in zunehmendem Mage die Reigung auf, straff aufzubauen und die Handlung fzenisch abzuwideln. Diefer Reigung zum Dramatischen konnte sich Hugo Marti dann ganz in seinen beiden Dichtungen "Die Herberge am Fluß" und "Lache Prinzessin!" hingeben, die beide im Jahre 1932 ihre Uraufführung erlebten. — Der Beg ins Leben war nach schwerem Ringen gefunden, und das Steuer ruhte fest in der Hand. Nun galt es, stark zu bleiben, sich nicht entmutigen zu lassen, auch der Krankheit, die über Nacht gefommen war, sich zu stellen, dem Leben, um bas der Rampf gegangen war, die Treue zu halten. Im "Puppenspiel" (Sugo Marti dachte an eine Marionettenaufführung) begegnet der Gaft in der Herberge, bevor er ins Jenseits hinüberfährt, seinem andern 3ch aus früheren Tagen und findet die Rücktehr ins Leben. Und in "Lache Prinzeffin!", dem "Spiel vom Ende und Anfang", das man als kontraftierenbes Satirfpiel zur "Berberge am Fluß" auffassen barf, schwingt sich beseligt die Leidenschaft des Herzens aus der Nichtigkeit des irdischen Krams hinaus in die Beite: ein neues, ein befferes Leben beginnt.

Die Umkehr zum Leben ist auch das Thema des am bekanntesten gewordenen Werkes Hugo Martis, des "Davoser Stundenbuches". Es ist wie
alle andern aus der Dunkelheit des Unbewüßten ihm abgesordert und
mit einer Bedachtsamkeit ohnegleichen, die man hinter seiner hinreißenden
Bewegtheit nicht vermuten möchte, gestaltet worden. Daß Hugo Marti
"Dichter" und nicht "Schriftsteller" im dargelegten Sinne war, erkennt
man, wenn man das "Davoser Stundenbuch" an die Seite der "Zauberberges" stellt, in dessen gefährliche Nähe es sich begeben hatte. Bei Thomas Mann das fast mit wissenschaftlicher Akribie und Analhse gegebene
Zeit- und Milieubild, bei Hugo Marti die leidenschaftlich erregte Stimme
eines, der des Lebens da oben teilhaft war und der es nicht aus psychologischem Interesse noch aus ferner Teilnahme überlegen gestaltete, sondern der es aus eigenster Not des Herzens heraus ins Kunstwerk bannen
mußte, um weiter und davon los zu kommen.

Immer unmittelbarer mußte er sich dem tatsächlichen Leben zuwenden — seinem Leben, das er leidenschaftlich bedachte, und dessen Periodik nachsuspüren, ihm eine immer wieder erregt gekostete Sensation war. Wir haben ein Zeugnis für die Erlebnisse in Rumänien im "Rumänischen Instermezzo", einen Aufsatz über sein Verhältnis zur Welt des Nordens, einen Vortrag über die Beziehungen zwischen seinem Dichten und Erleben. Wir haben auch Werke, in denen er sich seiner Jugend zuwendet. "Der Jahrmarkt im Städtlein", eine Liestaler Erzählung, knüpft an ein frühes Erslebnis zur Darstellung eines Anabenschicksals an. Eine Skizze, "Heimstehr des verlorenen Sohnes", erzählt mit unerbittlicher Herbe ein Erlebnis aus den Berner Ghmnasiastenjahren. Und zuletzt das in kleinster Auflage erschienene Bändchen "Eine Kindheit", das in erklärter autobiographisscher Haltung das zweite Jahrsiebent seines Werdens darstellt: in metals

lener Härte der Sprache, in einer Realistik, die nichts Peinvolles untersichlägt — und doch im Innersten erfüllt von einer Güte und Bersöhnlichsteit, die ans Herz greift. So mußte einer von der Bitternis des Lebensschreiben, der sich in ihr bewährt hatte.

So bewährte sich auch die rührendste Gestalt Hugo Martis im Leben: der in anonymen Beiträgen im "Bund" zu einer stets aufmerksamen Lesersschaft sprechende kleine Bundesangestellte "Bepp" in seiner Unbeholsenheit und in seiner Weisheit, mit der er sich an das fragwürdige und doch besiahte Leben liebend hingibt und nicht drängt, sondern alles sich erfüllen läßt. Auch in ihm lebt Hugo Martis Grundstimmung — nur zeichnet sie sich in verändertem Maßstab oder in veränderter Perspektive oder Prosestion.

"Leben ist sein Schicksal reifen laffen". Dies ist die Erkenntnis Balders, und Balder fehrt um vom Fluffe, über den es ins Ewige geht, und gibt sich ans Leben. Damit war in Hugo Martis Erftlingswerk schon bas Thema seines Lebens und der tiefsten dichterischen Dokumente seines Lebens festgelegt. Als er Gedichte herausgab, hat er von über 300, die ihm vorlagen, ihrer neunundzwanzig veröffentlicht. Die allerergreifendsten in dieser knappen Auslese sind die "Lieder vom Tode": von einer bewegenden Unmittelbarkeit und zugleich von einer fünstlerischen Durchbildung, an die das Lette gewendet ist. Und doch war Hugo Marti kein Dichter des Todes — er war ein Dichter des Lebens. In seiner Dichtung tritt der Tod nur leise mahnend auf, nicht drohend oder beängstigend, auch nicht als sehnsüchtig Erwarteter. Er läßt die Erkenntnis aufsteigen, daß wir uns dem Leben, dem er verbrüdert ift, zuwenden und das höchste irdische Glud mit aller Kraft ergreifen sollen: das Glück der Reifung. Und erlangen wir es — diese Dichtung noch zu schreiben, war Hugo Marti versagt —, so wird der Tod dem Getreuen als höchster Vollender erscheinen und ihm die Arone des Lebens reichen. So deutet es keine größere Dichtung, wohl aber ein Gedicht an:

> Denn er ist groß und gütig wie die Nacht, Die alles Wirrsal schlichtet und versöhnt Und mit der Ruhe rundem Reise krönt Den Sieger und Besiegten in der Schlacht. Im stillen Glanz der Glut, die er entsacht, Zerspringt die Fessel, fällt das Pilgerkleid, Und strahlend wächst das Herz. Denn alles Leid Zu lösen hat er königliche Macht.

Das Leben trat an die Stelle der Dichtung. So abgeklärt hatte sich dieses Leben in der kurzen ihm vergönnten Frist, daß der dreiundvierzig= jährige Dichter selber, als der Tod ihm gegenüber stand, zur letzten Reife gelangt, den Schritt ins Dunkel als Vollendung des Erdendaseins in De=

mut, aber aufrechten Hauptes vollzog: wie etwa ein Totentanzdichter ben Arzt, bem Leben und Sterben im Innersten vertraut ist, wissend hinübersgehen läßt. Es verwischten sich zulett die Grenzen zwischen Leben und Dichten, da auf beiden derselbe verklärende Glanz der Größe lag.

Wetterleuchten über Europa.

Von ***

Die folgenden Ausführungen stammen aus der Feder eines in Paris lebenden Sudetendeutschen. Sie vermitteln eine Beurteilung der aktuellen mitteleuropäischen und weiteren Probleme vom sudetendeutschen Gesichtspunkt aus.

Die Schriftleitung.

eit dem Anschluß Osterreichs an das Deutsche Reich hat sich der europäischen Diplomatie, vor allem in den Weststaaten, eine Nervosität bemächtigt, die wohl nur mit den Borgängen im Sommer 1914 in Parallele gesetzt werden kann. Es erfüllt einen immer wieder mit Staunen, daß dieser Schritt, der durch das "Ja" von 99 % der Einwohnerschaft Osterreichs mit Begeisterung gutgeheißen wurde, in der übrigen Welt auf soviel Nichtverstehen und Mißgunst gestoßen ist. Erklärlich ist dies nur dadurch, daß die interessierten Mächte in Westeuropa über die wahre Stimmung der deutschen Bevölkerung Osterreichs grundlegend salsch unterrichtet waren. Man hatte den Bersicherungen der Regierung Schuschnigg über ihre Verankerung im Volke allzu bereitwillig Glauben geschenkt und stand nun sassungslos vor einem Ereignis, das gleichsam wie eine "Naturkatastrophe" wirkte; besonders in Paris, wo man niemals den Gedanken aufgegeben hatte, das deutsche Land Osterreich als Stützunkt einer antideutschen Ostspolitif in die außenpolitischen Konzeptionen einzuseten.

Aus dem inneren Nichtbegreisen-Können des Zusammenstrebens der Deutschen in Österreich, die jahrelang unter schwerstem seelischen und masteriellen Drucke standen, und den Deutschen im Reiche — man versuche doch einmal einem Westeuropäer den Begriff des "Volkstumes" flar zu machen! — ergab sich eine politische Psinchose, unter deren Auswirkungen Europa im Augenblick sorgenersüllte Wochen durchlebt. Vor den Augen der Franzosen zeichnete sich plötlich das Gespenst einer "deutschen Hegemonie" über ganz Europa ab. Ganz offen vertrat man die Ansicht, daß nach der "Erledigung" Österreichs nun die Tschechoslowakei, Polen, Ungarn und Rusmänien "darankommen" würden. Habe Deutschland aber erst einmal diese weiten Ländermassen, die besonders wegen ihrer reichen Rohstoffe Bedeutung besitzen, unter seine Herrschaft gebracht, dann werde es zum "Revanchekrieg" gegen Frankreich schreiten. Daß dieser Gedanke einer Bedrohung der Ostgrenze des französischen Staates durch einen deutschen Angriff immer noch dem an sich friedenbedürftigen französischen Bolke eingehäms